

herausheben, sie reinigen, instandsetzen, Lebensmittel verstauen, und vor allem den Eimer mit Süßwasser.

Wir sind bereit. Wir treiben stromabwärts und legen uns in die Riemen. Kein Mensch ist in Sicht. In der Mündung des Stromes, in der Nähe der nördlichen Boje, setzen wir das Segel. Die Brise ist scharf. Die See geht hoch. Unsere Pirogue tanzt wie eine Nußschale, aber wir gleiten nach rückwärts, nach Nordwesten.

Bei Tagesanbruch denken wir ans Essen. Unser Wassereimer rinnt. Kein Wasser mehr, in das wir unser Brot tunken können, kein Trunk. Alles Fluchen ist umsonst. Wir kauen die trockenen Brotkrusten, es geht mit Windeseile vorwärts. Aber die Müdigkeit der letzten Tage macht sich bemerkbar.

Wie wir so in dieser leichten Pirogue gerüttelt werden und die sengende Sonne auf uns herniederschleift, wie wir nachts vor Kälte zittern, es ist nicht zu sagen.

Zweiundfünfzig Stunden lang. Der Durst zwingt uns, nach der Küste zu steuern um Wasser einzuholen. Unsere Zunge ist hart wie Kiesel, und das Fieber kündigt sich an. Nachdem wir vier Stunden nach Südwesten gesteuert haben, ist die Küste in Sicht. Eine Stunde später sind wir in der Mündung eines kleinen Stromes.

Zu gleicher Zeit holt uns ein großes Boot ein, in dem Schwarze in Uniform sitzen.

— Who are you? From where did you come?

Ein riesiger Mulatte ruft es in englischer Sprache. Am Heck des Bootes konnten wir lesen: „Police river Mahicouri.“

Ich wußte nun, daß wir uns ungefähr fünfunddreißig Meilen von Georgetown, der Hauptstadt von Britisch-Guayana befanden.

Die Polizei forderte uns auf, zu landen und führte uns nach der Polizeistation. Man schloß uns in eine kleine, nette Zelle ein, in der ein Feldbett stand. Wir waren hundsmüde und niedergeschlagen, als die Türe sich öffnete. Ein Beamter brachte uns Essen, ein anderer Wasser, ein dritter Zigaretten.

Wir verschlingen das Essen, wir saufen das Wasser. Die Polizisten sehen uns mitleidig an. Dann baten sie uns, zu schlafen, bis der Polizeioffizier unser weiteres Los entschieden habe. Seit drei Tagen und drei Nächten hatten wir kein Auge geschlossen. Wir schliefen fest. Es mag gegen vier Uhr am Nachmittag des darauffolgenden Tages gewesen sein, als man uns weckte, um uns zum Polizeioffizier zu bringen.

Es war ein Weißer in den Vierziger, mit strengem Gesicht und geradem Blick. Er musterte uns schweigend.

Wir sahen mitleiderregend aus in unsern verkoteten Kleidern, barfuß, verrissen, Gesicht und Hände gesengt und mit Rissen bedeckt vom Seewasser.

Mit Hilfe eines Wörterbuches verhörte uns der Offizier in französischer Sprache:

— Seid ihr Franzosen?
— Jawohl, sagte ich.
— In dieser kleinen Pirogue seid ihr von französisch Guayana gekommen?
— Jawohl, Sir.
— Wie lange waret ihr auf der See?
— Seit drei Tagen.

Nach einigem Schweigen fuhr er fort:
— Ihr seid Sträflinge aus dem Bagno von Maroni oder von Cayenne. Weshalb habt ihr an der englischen Küste angelegt?

— Wir hatten kein Wasser mehr und waren am Verschmachten.

— Habt ihr Geld?
— Hier, Sir.

Und wir zeigten ihm unsere drei Goldstücke und die Stücke von einem Franken. Er nahm alles, verschloß es in einer

Schublade, gab in englischer Sprache einen Befehl und ließ uns in unsere Zelle zurückbringen, wo man uns nochmals Essen und Trinken brachte. Als wir uns gestärkt hatten, sahen wir traurig den kommenden Dingen entgegen.

Wenn man uns nach Cayenne auslieferte, ging das Elend des Bagnos wieder von vorne an, das Schimpfen, das Provozieren, Hungern, Haft, Handschellen und Eisen, das Spezialgericht, die Zellenhaft.

Nach diesen Mühen, nachdem wir unser Leben aufs Spiel gesetzt, stehen wir vor diesem Ergebnis. Und das alles wegen einem Wassereimer, der nicht dicht war.

Die Nacht kam u. der Schlaf
To sleep, perchance to dream!
Ich träumte auf englisch...

Um acht Uhr am nächsten Morgen brachte man uns wieder vor den Polizeioffizier. Er begann:

— Ihr seid arme Kerls, Unglückliche. Hier ist euer Geld und zwanzig Schilling, die ich drauf lege. Wartet. Ich gebe euch auch vierzehn Tage Zeit, um das Land zu verlassen und rate euch, nicht mehr in eure Nußschale zu steigen, denn man soll die Vorsehung nicht versuchen.

Ach, der herzensgute Mann. Der Gott der Flies möge ihn behüten.

Wir wünschten ihm mit unsern Sträflingsgefühlen, Millionär zu werden und lange und glücklich zu leben.

Wir kaufen Lebensmittel, ein Fäßchen Süßwasser, etwas Wäsche und Kleider. Dann warten wir das Ende der vierzehn Tage nicht ab, sondern schiffen uns auf unserer Nußschale wieder ein. Die Politen und die Zuschauer sehen uns erstaunt zu. Wie sie sehen, daß wir wirklich aufs Meer hielten, ergriff sie der Sporteifer, wie in einem Fußballmatch. Alle schrieten und fuchtelten mit den Armen:

— Good luck! Good luck! French courageous! Good luck!

Fünf Tage später schwimmen wir in der Mündung des Orinoko. Wir beginnen gleich zu arbeiten. Die Flucht war geclückt.

Seither hat sich Sauvet in den Vereinigten Staaten niedergelassen. Ich meinerseits, nachdem ich ein Jahr in Zentralamerika die Freiheit genossen hatte, wollte ich nach Paname zurück, meine Butte Montmartre wiedersehen und die Copains.



Begräbnis eines Sträflings auf dem Friedhof der „Bambons“ zu Cayenne.

Ich wurde erkannt und verhaftet im Hafen von Fort-de-France und zurücktransportiert. Das ist meine Geschichte, Freunde. Wenn man ein Esel ist, ist man es auf lange Zeit. Good night!

Wenden wir uns Raymond-le-Chourineur wieder zu.

Sein Kumpan hatte abends zu ihm gesagt:

— Morgen gehts los. Alles ist bereit. Die Nacht war unruhig, voll böser Träume.

Gewiß, Raymond hat Vertrauen in Raoul, aber er mißtraut den Prämienjägern. Immer denkt er an jenen „Patron de tapouille“, der kürzlich vier Sträflinge in seiner Pirogue nach einer kleinen Insel brachte. Es ist nur ein Felsen. Bei Flut bleibt von der Insel nur ein schmaler Felsrücken. Die Unglücklichen sollten dort ausharren bis zum nächsten Tag.

„Ich komme euch morgen holen,“ hatte der Gauner gesagt, in den die Flüchtlinge bisher das größte Vertrauen hatten. Zur festgesetzten Stunde war er da. Von seinem Fahrzeug aus schoß er kaltblütig die Sträflinge der Reihe nach ab.

Als dann nur noch Leichname auf der kleinen Insel lagen, schnitt er sie auf, um ihren „Plan“ zu rauben, und dann fuhr er allein nach Venezuela.



Eine Ladung Sträflinge langt in Saint-Laurent-du-Maroni an.